



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

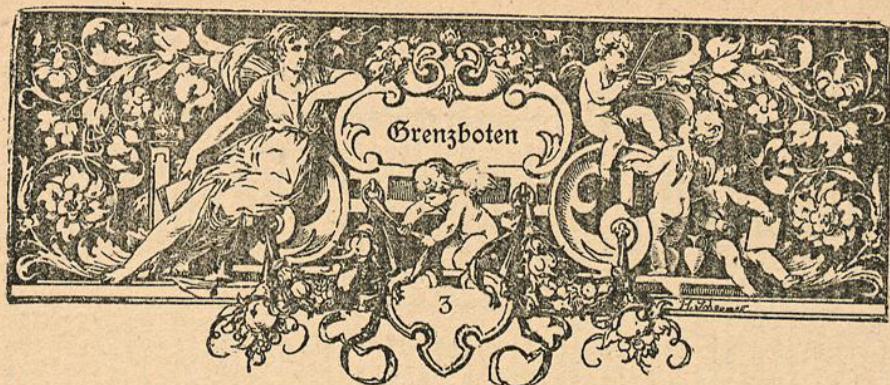
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Moeller van den Bruck: Vaterland und Mutterland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Vaterland und Mutterland

Don Moeller van den Bruck



edes Volk muß seinem Schicksal gewachsen sein. Wir dem Unseren: daß wir von Anbeginn vor eine Doppelung aller Probleme gestellt wurden, die als deutsch durch unsere Geschichte gingen. Unsere Menschen selbst haben sich in den Geist dieser Doppelung eingewöhnt. Wir sind problematische Menschen. Wir sind eine dualistische Nation. Wir sind ein Volk mit seinem Widerspruch. Und schon dies ist sehr deutsch, daß wir, wenn wir heute die Frage aller Fragen, die Frage nach unserer Zukunft, beantworten wollen, nicht auf einen Inbegriff verweisen können, der Deutschland heißt. Deutschland und Deutschtum decken sich nicht. Sie decken sich nicht äußerlich, weder politisch noch geographisch. Und sie decken sich nicht innerlich, weder seelisch noch charakterologisch. Wenn wir uns über dieses Schicksal eine Rechenschaft geben wollen, dann müssen wir uns immer mit zwei Begriffen auseinandersetzen, in denen es beschlossen liegt: Vaterland und Mutterland.

Wir stehen überall vor Zwieschast. Wir sind ein altes Volk und ein junges Volk. Wir sind westlich und sind östlich gerichtet. Wir sind katholisch und protestantisch geschieden. Wir haben unseren Ausdruck einst in einer Gotik gefunden, die das Gehäuse unseres Schauens mit irrationaler Gewaltigkeit abbildete. Und wir haben uns doch immer wieder antiker Form genähert, die unser Unmaß ins Ebenmaß zwang. Wir haben schließlich, als wir auf humanistischer Grundlage ein klassisches Gleichgewicht hergestellt hatten, die Forderung des Idealismus vor allen Völkern erhoben. Aber wir haben dann selbst sehr bald einen Materialismus verwirklicht, der als undeutsch empfunden wurde, wenn wir auch niemals vergessen sollten, daß wir zwar immer Phantasten gewesen sind, die sich ihren Kosmos gar nicht groß genug vorstellen konnten, aber auch früh schon Techniker, die den Gang der Welt im Uhrwerke ihrer Erfindungen mit Sorgfalt und in Vollkommenheit zu wiederholen verstanden. Unter seinen mancherlei Folgen hat dieser Materialismus vor allem die eine gehabt, daß er von unserem bis dahin agrarischen Leben ein industrielles abteilte. Und wieder von diesem Materialismus aus haben wir uns zuletzt in einen Imperialismus hinausgewagt,

den wir schon deshalb nicht nur als Romantik abtun dürfen, weil er eine so starke Berechtigung in unserer Wirtschaft und in unserem Wachstum besaß. Doch sein Reich ist zusammengebrochen. Und nun wissen wir abermals nicht, welche eindeutige Schlußfolge wir aus unserer zweitausendjährigen geschichtlichen und aus dieser jüngsten politischen Erfahrung ziehen sollen: ob wir die Rettung in einem Föderalismus zu suchen haben, der unseren alten Partikularismus fortsetzt, oder ob wir sie in einem Zentralismus finden werden, auf den unsere Nationalität nach wie vor hindrängt.

Sollen wir vom Vaterlande ausgehen?

Oder sollen wir ins Mutterland zurückkehren?

Nur politische Völker haben ein Vaterland. Rom war Vaterland. Und die Engländer besitzen heute das Ihre. Vaterland: das ist die große Selbstverständlichkeit, die als Bewußtsein von dem Einzelnen auf die Nation übergeht, um sich dann von der Nation wieder auf den Einzelnen zurück zu übertragen. Aus dem Selbstbewußtsein eines Menschen, der Vaterland hinter sich weiß, kommt die Überzeugung, einem auserwählten Volke anzugehören. Es liegt Beschränkung darin, Einseitigkeit, Starrheit, Kälte. Aber in der Überhebung noch liegt Großartigkeit, unbedingte Männlichkeit, Macht, die vor Recht geht, und vor allem die Macht, keine anderen Völker neben sich zu dulden. Auf ihr beruht der Anspruch, das Vaterland auf der Erde überall hin zu verbreiten. Römer haben ihn gestellt, und Engländer stellen ihn wieder. Rom ist dort, England ist dort, wo ein Römer, wo ein Engländer hintritt. Niemand ist weniger Weltbürger, als ein Bürger, dem die Welt gehört. Sein Vaterland ist ein Befehl, der an andere Völker ergeht, sich Seinem Volke zu beugen. Er läßt sie für sich arbeiten und bezieht gelassen die Werte ein, die ihm irgendwo auf der Erde vorteilhaft und brauchbar erscheinen. Er deutet ihre Formen in Möglichkeitsformen um und schreibt sie dann als Weltformen, die nur Er geben kann, den Menschen vor. Sein eigenes Volk in seiner Losgelöstheit vom Mutterboden hat längst auf das Schöpferische verzichtet. Es ist deshalb keine Liebe zu den Dingen in einem solchen Volke, nur ein sicherer Instinkt für die Macht und ein selbstverständlicher Geschmack für Formen, die sich zu Normen entwickeln lassen. Die Vaterlandsliebe selbst ist sehr bald keine Angelegenheit des Gefühles mehr, sondern des Stolzes, der Anmaßung, der Unnahbarkeit. Aber sie ist eine furchtbare Tatsache. Franzosen, für die ihr Vaterland wenigstens eine Eitelkeit ist, und Italiener, die ihren Ehrgeiz hineinsetzten, sollten sich nicht darüber täuschen, daß der Ausgang des Weltkrieges ihnen nicht die Erfüllung ihrer Idee gebracht hat, sondern nur die eines Idols, dem keine politische Wirklichkeit entspricht. Sie haben England geholfen und sind darüber zu abhängigen Völkern geworden, die schon morgen ihre Zweitrangigkeit zu spüren bekommen werden. Ihr Ausdruck ist Portugal. Es gibt heute nur Angelsachsen und Portugiesen in der Welt. Und außerdem gibt es Völker, die ein Mutterland haben.

Rußland ist Mutterland. Deutschland war Mutterland. China wurde das Mutterland Japans. Mystische, religiöse, kulturelle Völker haben ein Mutterland. Mythos ist mütterlich. Mutterland: das ist die Heimat von Menschen, die das Leben nicht politisch, sondern kosmisch begreifen. Und erst in dem Grade, wie die Völker dann Willen entwickeln, wie sie in Tätigkeit aus sich

Heraustrreten und deren Anerkennung fordern, bekommen sie Vaterländer. Aber auch dann noch unterscheidet die Völker, ob sie dem Mutterlande nahe bleiben, oder ob sie die Verbindung mit dem Boden aufheben und nur Staat sein wollen. Völker, die ein Mutterland haben, können von politischen Nationen besiegt, unterworfen, vorübergehend beherrscht werden. Aber sie bleiben immer irgendwie unanrührbar. Dies erklärt ihre Vanglebigkeit. Das Leben einer politischen Nation reicht niemals weiter, als ihre Macht reicht. Das Leben einer mythischen Nation währt, solange der Mensch währt. Auch der Mythos kann schließlich zu einer Tradition werden, in der die Menschen an Persönlichkeit verlieren und nur als Massenwesen die mütterliche Erde bevölkern. Doch das Volk lebt. China lebt. Und Rußland überdauert. Solche Völker scheinen zur Zeit die Ewigkeit bekommen zu haben. Politische Nationen dagegen geben sich vor ihrer Zeit aus. Ihre Menschen stehen unter den Zwangsläufigkeiten der von ihnen eingeschlagenen Entwicklung und drängen im vorbestimmten Kreislaufe ihrer politischen Möglichkeiten selbst auf ein Ende hin. Wenn eine politische Nation einmal zusammenbricht, dann scheidet ihr Vaterland aus der Geschichte: endgültig. Aus Mutterländern aber wächst Leben nach: immer wieder. Die römische Herrschaft hat nur sieben Jahrhunderte gedauert. Die Herrschaft der Engländer, die heute vierhundertjährig ist und in dem Augenblicke begann, als England seinen Fuß aus Frankreich zurückzog und dafür seinen Arm über die Weltmeere greifen ließ, wird vielleicht noch nicht einmal so lange dauern. Die englische Grundlage ist dünner, als die römische war. Römische Provinzen waren immer noch Teile eines zusammenhängenden Vaterlandes. Britische Dominions sind bereits heute ein Wille vom selbständigen Vaterlande oder Mutterlande. Der Römer war gedrungene Kraft, die in Legionen marschierte. Der Engländer ist Mensch einer Insel und wirft bereits einen hageren und einsamen Schatten. Er wird völlig verschwinden, wenn jenes „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ hereinbricht, das während des Weltkrieges berufen wurde und das der Ausgang des Weltkrieges nur beschleunigen kann — wenn es sich mit jenem anderen Ereignis verbindet, das die Verkündung des Rabindranath Tagore aussprach: wenn der Osten den „Geist Japans“ aufnimmt, wenn der Bolschewismus den Himalaya überschreitet und das Mutterland Asien endlich zum Vaterland aller Asiaten werden will. Dann wird London kein Mittelpunkt mehr sein. Und England ist nur ein Kreidefeldchen.

Das Schicksal des deutschen Volkes war immer zwischen Mutterland und Vaterland geteilt. In dieser gewaltigsten aller Polaritäten hat unser Dualismus, der Symbol unseres nationalen Charakters ist, seine menschliche Wurzel. Neben Deutschen mit weiblichen empfindsamen bildenden Kräften, die im Unwirklichen auch dann lebten, wenn sie ihm eine feine oder wilde Gestalt gaben, traten immer wieder Deutsche mit einer männlichen starken klaren Entschlußkraft hervor, die das Wirkliche wollten. Eifer für Deutschland trieb sie, echte politische Leidenschaft, die es nicht duldete, daß ein wichtiges und wertvolles Volk nach seinem Range und Ansehen verachtet unter den Völkern dahinleben sollte. Also wurde das Volk einer großen Geistesgeschichte das Volk einer großen Kaisergeschichte. In der Doppelung aller Werte, die sich daraus ergaben, hat dann der Reichtum unserer Geschichte gelegen, die schon früh den Säger neben den Ritter, die wieder den Reformator neben den Humanisten und die schließlich den Weltweisen

neben den Staatsmann stellte. Und wenn wir den Grund unserer so besonderen, nach dem Verlaufe unserer Geschichte in mehr als einem Betrachte erstaunlichen Danglebigkeit wissen wollen, die unsere kräftige, unsere urgesunde, aber nicht eigentlich zähe Nation, die zwar geduldig und fügsam, doch auch verlierbereit war, noch jeden Zusammenbruch überdauern ließ, dann müssen wir dieser Doppelung gedenken. Sobald unter dem Sturze des Vaterlandes die Nation beinahe zu verschwinden drohte, war immer wieder das Mutterland da, das die sinkende aufnahm. Und sobald wir uns dann geistig erholt hatten, holten wir alsbald wieder politisch aus. Das wird in Deutschland immer so bleiben, weil es deutsch ist.

Als nach Sedan und dem Versailles von 1871 unser Schicksal in eine Gleichgewichtslage gebracht war, deren Tragkraft jede künftige Prüfung zu bestehen versprach, da schrieb freilich Jakob Burckhardt den zurückhaltenden Satz, den wir heute wie ein erfülltes Schicksalswort zu lesen vermeinen: „Man kann nicht ein kulturell bedeutendes Volk sein und zugleich politisch bedeutend.“ Das scheint wahr geworden zu sein, nicht zum ersten Male für Deutschland, aber vielleicht zum letzten Male für die Deutschen. Es scheint so. Aber verneint Jakob Burckhardt damit nicht die Möglichkeit überhaupt, den äußeren Menschen jemals dem inneren Menschen ebenbürtig machen zu können? Verzichtete er damit nicht auf den höchsten Völkervorsatz, den eine Nation fassen und für ihre Menschen durchführen kann?

Es handelt sich — wenn wir das Problem bedenken, das durch unsere ganze Geschichte gegangen ist — um mehr noch, als um einen Alexander-Vorsatz, der den Griechen, nachdem sie so lange Mutterland gewesen waren, ein Vaterland in der Welt schaffen wollte. Die Griechen, die von ihrer Basis aus der Politik einen Winkelsinn gaben, der eng und ränkevoll und ganz menschenunwürdig war, haben politisch immer ein elendes Leben geführt, über das ihre ruhmvolle Kunst hinwegtäuschen sollte und doch nicht konnte. Dies empfand Platon, als sein strenges und geistespolitisches Denken die Künstler um des Staates willen aus dessen Mauern verwiesen haben wollte. Und dies empfand Alexander, als er eine Entwicklung nachzuholen suchte, die für Griechenland allerdings schon verfehlt war. Alexander kam zu spät. Die deutschen Kaiser kamen zu früh. Griechen und Deutsche teilen das Problem: kulturell bedeutend und zugleich politisch bedeutend zu sein. Aber wir unterscheiden uns von dem griechischen Schicksal durch den umgekehrten deutschen Schicksalsverlauf: was in Griechenland sich am Ende herausstellte, das trat in Deutschland am Anfang hervor. Unsere Kaiser trafen auf Griechenland in Italien. Sie kamen aus der Urheimat, die ihnen Mutterland war. Aber sie kamen in ein Land, das ehemals den Gedanken des Vaterlandes aus kleinen Anfängen in ein großes Weltreich hinüberentwickelt hatte. So wurden sie Erben des Alexandergedankens, aber auch Erben des Cäsarengedankens. Es war ein erster, noch antiker und beinahe mythologischer Dualismus, den sie damit in unsere politische Geschichte trugen. Und auch dann noch, als sie sich aus Italien zurückzogen, nahmen sie den Kaisergedanken mit nach Norden. Den Italienern im Süden, die darin nunmehr den Griechen glichen, daß sie nur kleine Stadtstaaten gründen und schmücken konnten, verblieb von dem Römertume nichts als die diplomatische Technik der Päpste und die skeptische Psychologie des

Machiavell. Der Kaisergedanke dagegen überkam den Deutschen. Er war kein anderer als der: das Mutterland im Vaterlande aufgehen zu lassen, den Widerspruch zwischen Volk und Staat aufzuheben und aus beiden eine große geistige und doch politische Einheit zu bilden. Er überkam uns als Sehnsucht und überkam uns als Arbeit: als eine Sehnsucht der Deutschen, die sie sich auch in schwächlich werdender Kaiserzeit niemals nehmen ließen und die sie immer mit dem Glauben an das letzte, das dritte, das Endreich auf Erden verbanden — und als die Arbeit der Preußen, die zunächst einmal das Leben des Volkes fest auf einem Leben im Staate begründeten.

Der Versuch, Arbeit und Sehnsucht zu verbinden, durch Preußen zu Deutschland zu gelangen, das Vaterland und das Mutterland eines werden zu lassen, ist heute gescheitert. Aber das Problem bleibt. Wenn ein oberflächliches Volk zusammenbricht, dann sucht es wohl Schuldige. Es wird sie mit Leichtigkeit in Personen, in Zuständen, in besonderen, jenachdem belastenden oder entlastenden Umständen finden. Soweit wir vom Westen mit seiner Denkweise keine Oberflächlichkeit übernommen haben und auch bei uns die triumphierende Bestie einer Demagogie aufheult, der Massenjustiz nach Gemeinplätzen alles ist und die von inneren seelischen tragischen Schicksalszusammenhängen nichts weiß und nichts wissen will, übernehmen wir bereits diese Gepflogenheiten. Aber eine Nation, die den Stolz der Selbstverantwortung besitzt, wird den Grund nicht außer sich, sondern in sich suchen.

Es ist gar nicht wahr, daß wir vor dem Kriege eine Nation gewesen sind, die „kulturell bedeutend und zugleich politisch bedeutend“ war. Wir haben den Sinn unserer Einigung nicht verstanden. Und wir haben die Tatsache der Einigung nicht vertragen. Vielleicht kam sie zu schnell und endete deshalb so bald. Vielleicht hätte die Zeit des deutschen Zollvereins und wiederum die des Norddeutschen Bundes, als eine Zeit der Vorbereitung, länger dauern müssen. Statt dessen drängte sich nun in einem Menschenalter an Entwicklung zusammen, wozu ein Jahrhundert und mehr gehört haben würde. Wir waren für die Stunde von 1870 bereit, aber nicht für die Spanne von 1872 bis 1914. Und gerade in dieser Zeit wurde die Grundlage, auf der unsere politische Einheit ruhen sollte, von der kulturellen Seite her gesprengt. Wir vernachlässigten uns geistig. Wir wurden unsere eigenen Nachgeborenen. An den Gründerjahren sind wir schließlich zugrunde gegangen. Nun hatten wir endlich ein Vaterland bekommen. Aber wir verloren darüber den Zusammenhang mit dem Mutterlande. Wir wurden Reichsdeutsche. Aber es blieb ein leerer unwirksamer frostiger Begriff. Die Nation fühlte sich in ihm und fühlte sich wohl. Doch der Begriff des Vaterlandes selbst erfüllte das Versprechen nicht, das uns mit ihm gegeben worden war. Er wurde ein Wort ohne Durchdringung. Wir waren gar keine Nation. Wir sprachen wohl davon, daß wir jetzt eine politifizierte Nation werden müßten. Aber wir versäumten darüber, zunächst einmal eine nationalifizierte Nation zu werden. Wir waren zu bequem, politische Gedanken zu Ende zu denken, wie man dies von einem philosophischen Volke hätte erwarten sollen, das wir bis dahin gewesen waren. Wir glaubten unserer politischen Denfpflicht vollauf genügt zu haben, wenn wir für Außerlichkeiten, für formale Demokratie, Parlamentarisierung und sonstige Westlichkeiten ein uns vor dem

Auslande bloßstellendes Geschrei erhoben. Andererseits glaubte der Staat, dessen autoritative Überheblichkeit die Psychologie dieser Vorgänge im Volke völlig mißverstanden, sich über ihre innere politische Bedeutung hinwegsetzen zu können. Der Staat drängte zur Außenpolitik, und es muß heute aufrecht erhalten werden, nachdem wir an außenpolitischen Problemen gescheitert sind, daß in ihrer Richtung allerdings die einzigen Leistungen von innerer Berechtigung lagen, die sich aus der Arbeitskraft und dem Bevölkerungsüberschusse der Nation natürlich ergaben. Dem deutschen Sammer sollte ein Ende gemacht werden, daß wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Millionen über Millionen an Landsleuten hinausgehen lassen mußten, die alsbald dem Vaterlande verloren gingen und kaum noch durch die Muttersprache sich mit ihm verbunden fühlten. In Übersee bildete sich jetzt ein anderer Deutscher heran, der wußte, daß es Wichtigeres in der Welt gab, als die Querelen der Heimat, ein starker, unternehmender, selbstverständlicher Mensch, der jung war, der wußte, daß er ein junges Volk unter alternden Nationen vertrat und dem Wind, Wagnis und Bewegung etwas von dem ursprünglichen Geiste des Mutterlandes zurückgab, das uns das sich stauende Leben im Vaterlande vorenthielt. Wenn dieser Auslandsdeutsche, in dessen Typ sich der Reichsdeutsche allmählich überwand, wenn dieser einzige Deutsche des wilhelminischen Zeitalters, in dem sich Großzügiges mit Wirklichem verband, die Möglichkeit bekommen hätte, noch ein Menschenalter lang auf die Nation erzieherisch zurückzuwirken, dann würde von hier aus wohl die Bereitschaft für ein Schicksal gekommen sein, dessen Unausweichlichkeit früh erkannte, wer Deutschland von Außen her ansah. Aber auch der Weltkrieg kam zu früh. Als er ausbrach, da rissen die Mächte des Mutterlandes, die immer unbewußt sind, wohl die Kräfte des Vaterlandes mit, dessen wir uns in jähem Schreck mit einem Male erinnerten. Und der Krieg selbst wurde diese unendliche Bewährung, die offenbar machte, was an Möglichkeiten in der Nation lag, wenn sie aufbrach. Aber dann versagte die „Heimat“, und dieses süßeste Wort, in dessen schlichte Vorstellungswelt wir uns in unserer ohnmächtigen Zeit einst geflüchtet hatten, bekam nun seinen bittersten Klang. Das Volk dieser „Heimat“ verstand noch nicht, um was es in diesem Kriege ging. Es wollte nur Frieden. Und es bekam seinen Frieden, an dem es nun tragen wird. Der 4. August hatte den 9. November nicht verhindern können.

Was soll jetzt geschehen?

Was kann noch geschehen?

Wir müssen von Borne anfangen. Die Entwicklung keines Volkes hat sich so in der Abwechslung von Schlägen und Rückschlägen vollzogen. Sich verlieren, um zu gewinnen, und zu gewinnen, um wieder zu verlieren, war unsere drangvolle Bestimmung. Jetzt zwingt uns der Ausgang des Weltkrieges, den Gang vom Volk zur Nation, an den wir bereits die geschichtliche Arbeit des letzten Jahrhunderts gesetzt hatten, noch einmal auf uns zu nehmen, die Entwicklung vom Mutterlande zum Vaterlande wieder aufzunehmen, sie in einem anders gewählten Zeitmaße nachzuholen. Es würde hoffnungslos sein, wenn wir nicht nach wie vor ein junges Volk wären. Wir werden als Großmacht, und noch nicht einmal als Großmacht, für eine Dauer ausscheiden, die nicht abzusehen ist. Wir werden in dieser Zeit nicht sagen können, daß wir ein Vaterland haben. Zu unseren alten Dualismen ist ein neuer getreten. Es gibt ein Binnen-

deutschtum, und es gibt ein Grenzdeutschtum, das Binnendeutschtum, das noch immer nicht begriffen zu haben scheint, was es mit dem Verlust des Krieges eigentlich verloren hat, sucht sich den Folgen vorläufig noch zu entziehen. Es möchte ein Leben weiterführen, wie es vor dem Kriege zu führen gewohnt war. Aber es wird ihm nicht gelingen. Das Grenzdeutschtum, das vor allem das Martyrium der Nation zu tragen hat, ist Beispiel der Schläge, die wir alle zu erwarten haben und denen keiner sich zu entziehen vermag. Aber dieses Grenzdeutschtum, in dem wir uns gewöhnen müssen, einen besonderen, einen besonders mißhandelten und besonders verehrungswürdigen Teil der Nation zu sehen, ist zugleich Beispiel der Haltung. Von dem Grenzdeutschtum wird künftig die Erziehung zur Nation ausgehen, die vor dem Kriege dem Auslandsdeutschtum zufiel. Und das Mutterland wird schließlich Binnendeutschtum, Grenzdeutschtum, Auslandsdeutschtum verbinden. Während des Krieges lockte man uns wohl mit der Vorstellung, daß wir, wofern wir nur „Potsdam“ verlassen und nach „Weimar“ zurückkehren wollten, einen Frieden zu erwarten hätten, der nicht nur glimpflich sein, sondern uns auch unserem wahren Berufe zurückgeben werde. Wir sind der Lockung gefolgt. Wir sind sogar buchstäblich nach Weimar gegangen. Aber wir ahnen wohl schon, daß es unter unseren Selbsttäuschungen die ärgste wäre, wenn wir die Hoffnung auf ein nur „kulturell bedeutendes“ Deutschland setzen wollten. „Weimar“ läßt sich nicht wiederholen. Kultur ist Gnade. Unter unseren mannigfachen Kulturlosigkeiten wäre die kindischste, wenn wir auf das Geschwätz hörten, daß wir nun einmal ein politisch unbegabtes Volk seien und endgültig darauf verzichten müßten, „politisch bedeutend“ zu werden. Im Gegenteil: wir sind, weil wir ein so geistiges Volk sind, das politisch begabteste. Wir haben mehr als einmal das Genie, das sonst nur der „kulturellen Bedeutendheit“ einer Nation vorbehalten war, in eine „politische Bedeutendheit“ hinübergetragen. Wir sind die einzige Nation, die Staatsmänner hervorbrachte, die Politik nicht, wie Talente dies zu tun pflegen, als eine bloße Kunst des Möglichen behandelten, sondern die Politik wahrhaftig, furchtbar und dämonisch als Kunst des Notwendigen übten. Wir gehen jetzt, die wir uns zu unserem Unheil von dem Geiste dieser Staatsmänner entfernten, aus dem Kriege mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit hervor, daß wir metapolitisierte Nation werden müssen, indem wir endlich eine nationalisierte Nation werden. Aber es wird uns nur gelingen, wenn wir zum Mutterlande zurückkehren, in dem unsere schöpferischen Kräfte liegen, und in einer zunächst metapolitischen Gegend, die heute in Dämmerungen vor der jungen Generation aufsteigt, etwas von der Verkündung wahrmachen, die einst Jakob Burckhardt seinem Aburteile über das Deutschland der Gründerjahre hinzufügte: „Das neue große Befreiende muß kommen aus dem deutschen Geist, und zwar im Gegensatz zu Macht, Reichtum und Geschäften.“

Wir sehen, wenn wir zurückschauen, daß wir schon manche Zwieschast abgestoßen haben, indem wir sie einbezogen. Die Gegensätze des Katholischen und Protestantischen, des Süddeutschen und Norddeutschen, zentralistischer und partikularistischer Neigungen, die wir auch heute wieder verspüren, sind selbst dann, wenn sie zu vorübergehenden Trennungen führen sollten, doch nur letzte Zuckungen von alten Widersprüchen, die einmal ganz unversöhnbar zu sein schienen und die einmal ganz versöhnt sein werden. Wir gehen den Weg zur Einheit. Er ist,

wie alles Deutsche, ein Umweg. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß wir oft ein Jahrhundert an einen einzelnen Schritt zu setzen hatten und daß wir, die wir jetzt sogar unsere letzten Schritte zurücknehmen mußten, vor allem Zeit, Zeit, Zeit an die nächsten zu setzen haben werden. Dann werden wir den anderen Verkünder verstehen, der von den Deutschen sagte, daß sie kein Heute besitzen, weil sie von Vorgestern und von Übermorgen sind, und der hinzufügte, als er sich vertrieben von Vater- und Mutterländern fühlte: „So liebe ich allein meiner Kinder Land.“

Wehe dem Volke, das kein Geheimnis ist! Ein Tag, ein Jahr, ein Kriegsende, ein Friedensschluß kann es auslöschen, als sei es nie gewesen. Unser deutsches Geheimnis ist, daß wir ein altes Volk sind, beladen mit einer grauen und steinernen Geschichte, unter deren Wechselfällen jede andere Nation längst verblaßt und verwittert wäre — und daß wir zugleich ein junges Volk blieben, dem es nicht darauf anzukommen scheint, wie ein Kind mit ein paar Jahrhunderten scheinbar verlorener Geschichte zu spielen. Aber einmal muß jede Jugend erwachsen. Dieser Krieg wird unser Erziehungskrieg gewesen sein, wenn er uns lehrt, aus unserem Schicksal zu lernen, — und wenn wir dann nach den Leiden der Ohnmacht und des halben Vergessenseins, in die er uns zurückwirft, als eine bewußt gewordene Nation erwachen.



Wirtschaftsdiktatur

Von Dr. E. Stadler



ie schleichende Krisis, von der wir heimgesucht werden, läßt sich nur mit jener entscheidenden Krisis vergleichen, welche vor anderthalb Jahren dem Ausbruch der ersten deutschen Revolution unmittelbar vorausging. Als ich damals nach zweijähriger russischer Kriegsgefangenschaft mit wesentlicher innerer Distanzierung zu den Tagesereignissen die Gesamtlage auf mich einwirken ließ, wuchs in mir die Erkenntnis, daß der klaffende Riß, den der Defaitismus im Nationalbewußtsein des deutschen Volkes hervorgerufen hatte, im Zusammenhang mit den Ereignissen an der Front und den Verfolgungserscheinungen in der Heimat schnellstens zur Katastrophe führen müsse, wenn nicht durch eine straffe diktatorische Zusammenfassung der militärisch-politischen Gewalt in einer einzigen überragenden Persönlichkeit der Ausweg gesucht würde. Die Stimme verklang damals in der Wüste. Die Revolution kam als seelisch-politischer Zusammenbruch — „Friede um jeden Preis“ — und schwemmte die konstitutionellen monarchischen Formen des preußisch-deutschen Staatswesens mit fort.

Trotz des Zusammenbruchs der Seele und der äußeren politischen Machtformen erhielt sich noch ein festes Gefüge und ein starkes Fundament: der